

BUNTE WELT

Nr. 5

Unterhaltungsbeilage

1938

Adalbert Stifter:

Das Heidehaus

Eine gute Wegwunde von dem Hohenberg stand ein Haus, oder vielmehr eine weitläufige Hütte. Sie stand am Rande der Heide, weitab jeder Straße menschlichen Verkehrs; sie stand ganz allein, und das Land um sie war selber wieder eine Heide, nur anders als die, auf der der Knabe die Ziegen hütete. Das Haus war ganz aus Holz, hatte zwei Stuben und ein Hirsenküchlein, alles mit mächtigen braunschwarzen Tragebalken, daran manch Festkruglein hing, mit schönen Trinksprüche bemalt. Die Fenster, licht und geräumig, sahen auf die Heide, und das Haus war umgeben von dem Stalle, Schuppen und der Scheune. Es war auch ein Gärtlein vor demselben, worin Gemüse wuchs, ein Hollunderstrauch und ein alter Apfelbaum stand — weiter ab waren noch drei Kirchbäume und unansehnliche Pflaumengesträuche. Ein Brunnen floß vor dem Hause, kühlte, aber sparsam; er floß von dem hohen starken Holzschafte in eine Stufe nieder, die aus einem einzigen Weidstein gehauen war.

In diesem Hause war es sehr einsam geworden; es wohnten nur ein alter Vater und eine alte Mutter darinnen und eine noch ältere Großmutter — und alle waren sie traurig; denn er war fortgezogen, weit in die Fremde, der das Haus mit seiner jugendlichen Gestalt belebt hatte und der die Freude aller war. Freilich spielte noch ein kleines Schwesterlein an der Türschwelle, aber sie war noch gar zu klein und war noch zu töricht; denn sie fragte ewig, wann der Vater Felix wiederkommen werde. Weil der Vater Feld und Wiese besorgen mußte, so war ein anderer Biegenknabe genommen worden; allein dieser legte auf der Heide Vogel-schlingen, trieb immer sehr früh nach Hause und schlief gleich nach dem Abendessen ein. Alle Wesen auf der Heide trauerten um den schönen, lockigen Knaben, der von ihnen fortgezogen.

Es war ein traurig schöner Tag gewesen, an dem er fortgegangen war. Sein Vater war ein verständig stiller Mann, der ihm nie ein Scheltwort gegeben hatte, und seine Mutter liebte ihn, wie ihren Augapfel; — und aus ihrem Herzen, dem er oft und gern lauschte, sog er jene Weichheit und Phantasiefülle, die sie hatte, aber zu nichts verwenden konnte, als zu lauter Liebe für ihren Sohn. Den Vater ehrete sie als den Oberherrn, der sich Tag und Nacht so plagen müsse, um den Unterhalt herbeizuschaffen, da die Heide larm war und nur gegen große Mühe spärliche Früchte trug und oft die nicht, wenn Gott ein heißes Jahr über dieselbe herabsandte. Darum lebten sie in einer friedlichen Ehe und liebten sich pflichtgetreu von Herzen und standen einander in Not und Stummer bei. Der Knabe kannte daher nie den giftigen Mehltau für Kinderherzen, Gader und Bank, außer, wenn ein stöhriger Wolf Irrsal stiftete, den er aber immer mit tüchtigen Puffen seiner Faust zu Paaren trieb, was das böseste Tier von ihm, und nur von ihm allein, gutwillig litt, weil es wohl wußte, daß er sein Beschützer und zuverlässiger Kamerad sei. Der Vater liebte seinen Sohn wohl auch und gewiß nicht minder als die Mutter, aber nach der Verschämtheit gemeiner Stände zeigte er diese Liebe nie, am wenigsten dem Sohne —

dennoch konnte man sie recht gut erkennen an der Unruhe, mit der er aus- und einging und an den Blicken, die er häufig gegen den Hohenberg tat, wenn der Knabe einmal zufällig später von der Heide heimkam, als gewöhnlich — und der Knabe wußte und kannte diese Liebe sehr wohl, wenn sie sich auch nicht äußerte.

Von solchen Eltern hatte er keinen Widerstand zu erfahren, als er den Entschluß aussprach, in die Welt zu gehen, weil er durchaus nicht mehr zu Hause zu bleiben vermöge. Ja, der Vater hatte schon seit langem wahrgenommen, wie der Knabe sich in Einbildungen und Dingen abquälte, die ihm selber von Kindheit an nie gekommen waren; er hielt sie deshalb für Geburten der Heideinsantheit und sann auf deren Abhilfe. Die Mutter hatte zwar nichts Seltsames an ihrem Sohne bemerkt, weil eigentlich ohnehin ihr Herz in dem seinen schlug; allein sie willigte doch in seine Abreise aus einem dunklen Instinkte, daß er da ausführe, was ihm not tue.

Noch eine Person mußte gefragt werden, nicht von den Eltern, sondern von ihm: die Großmutter. Er liebte sie zwar nicht so wie die Mutter, sondern ehrte und scheute sie vielmehr; aber sie war es auch gewesen, aus der er die Anfänge jener Ideen zog, aus welchen er vorerst seine Heidefreunden webte, dann sein Herz und sein ganzes zukünftiges Schicksal, weit über die Grenze des menschlichen Lebens schon hinausgeschritten sah sie, wie ein Schemen, hinten am Hause im Garten an der Sonne, einsam und ewig allein in der Gesellschaft ihrer Toten, und zurückspinnend an ihrer innern, ewig langen Geschichte. Aber so wie sie dasah, war sie nicht das gewöhnliche Bild unheimlichen Hochalters, sondern, wenn sie oft plötzlich ein oder das andere ihrer inneren Geschöpfe anredete, als ein lebendes und vor ihr wandelndes; oder, wenn sie sanft lächelte, oder betete, oder mit sich selbst redete, wundersam spielend in Wölbung und Dichtung, in Unverständnis und Geistesfülle; so zeigte sie gleichsam, wie eine mächtige Ruine, rückwärts auf ein denkwürdiges Dasein. Ja, der Menschenkenner, wenn hier je einer hergelommen wäre, würde aus den wenigen Blicken, die noch gelegentlich aufzuhören, leicht erkannt haben, daß hier eine Dichtungsfülle ganz ungewöhnlicher Art vorübergelebt in dem schlechten Gefäße eines Heidebauernweibes. Ihre gemütreiche Tochter, die Mutter des Knaben, war nur ein schwaches Abbild derselben. Das Weib hatte in ihrem ganzen Leben voll harter Arbeiten nur ein einziges Buch gelesen, die Bibel; aber in diesem Buche las und dichtete sie sichzig Jahre. Jetzt tat sie es zwar nicht mehr, verlangte auch nicht mehr, daß man ihr vorlese; aber ganze Prophetenstellen sagte sie oft laut her, und in ihrem Wesen war die Weise jenes Buches ausgeprägt, so daß selbst zuletzt ihre gewöhnliche Redeweise etwas Fremdes und gleichsam Morgenländisches zeigte. Dem Knaben erzählte sie die heiligen Geschichten. Da sah er nun oft an Sonntagsnachmittagen, gelauert an dem Hollunderstrauch und wenn die

Bunder und die Helden kamen, und die furchterlichen Schlachten und die Gottesgerichte — und wenn sich dann die Großmutter in die Begeistigung geredet, und der alte Geist die Ohnmacht seines Körpers überwunden hatte — und wenn sie nun anfing, zurückgesunken in die Tage ihrer Jugend, mit dem twelken Munde gärtlich und schwärmerisch zu reden, mit einem Wesen, das er nicht sah, und in Worten, die er nicht verstand, aber tief ergriffen instinktmäßig nachfühlte, und wenn sie um sich alle Helden der Erzählung versammelt und ihre eigenen Verstorbene einmischte und alles durcheinander reden ließ: da graute er sich innerlich entsetzlich ab, und um so mehr, wenn er sie gar nicht mehr verstand — allein er schloß alle Tore seiner Seele weit auf und ließ den phantastischen Zug eingehen, und nahm des anderen Tages das ganze Getümmel mit auf die Heide, wo er alles wieder nachspielte.

Dieser Großmutter nun wollte er sein Vorhaben deuten, damit sie ihn nicht eines Tages zufällig vermisse und sich innerlich kränke, als sei er gestorben.

Und so — an einem frühen Morgen stand er neben den Eltern reisefertig vor der Tür, sein dürftig Linnenkleid an, den breiten Hut auf dem Haupte, den Bacholderstab in der Hand, umgehängt den Heidesack, in welchem zwei Hemden waren und Käse und Brot. Eingeküßt in die Brusttasche hatte er das wenige Geld, welches das Haus vermochte.

Die Großmutter, immer die erste wach, kniete bereits nach ihrer Sitte inmitten der Wiese an ihrem Holzschemel, den sie dahin getragen, und betete. Der Knabe warf einen Blick auf den Heiderand, welcher schwarz den lichten Himmel schnitt — dann trat er zu der Großmutter und sagte: „Mutter, ich gehe jetzt, lebet wohl und betet für mich!“

„Kind, du mußt die Schafe achten, der Tau ist zu früh und zu kühl.“

Nicht auf die Heide gehe ich, Großmutter, sondern weit fort in das Land, um zu lernen und tüchtig zu werden, wie ich es euch ja gestern alles gesagt habe.“

„Ja, du sagtest es“, erwiderte sie, „du sagtest es, mein Kind — ich habe dich mit Schmerzen geboren, aber dir auch Gaden gegeben, zu werden, wie einer der Propheten und Seher — ziehe mit Gott, aber komme wieder, Jacobus!“

Jacobus hatte ihr Sohn geheißten, der auch einmal fortgegangen, vor mehr als sechzig Jahren, aber nie wieder zurückgekehrt war.

„Mutter“, sagte er noch einmal, gebt mit eurer Hand.“

Sie gab sie ihm; er schüttelte sie und sagte: „Lebt wohl, lebt wohl.“

„Amen, Amen“, sagte sie, als hörte sie zu beten auf.

Dann wandte sich der Knabe gegen die Eltern; das Herz war ihm so sehr emporgeschwollen — er sagte nichts, sondern mit einmüßig hing er am Hals der Mutter, und sie, heiß weinend, küßte ihn auf beide Wangen und schob ihm noch ein Geldstück zu, das sie einst als

Vatengeschenk empfangen und immer aufgehoben hatte, allein er nahm es nicht. Dem Vater reichte er bloß die Hand, weil er sich nicht getraute, ihn zu umarmen. Dieser machte ihm ein Kreuz auf die Stirne, auf den Mund und die Brust, und als hierbei seine rauhe Hand zitterte, und um den harten Mund ein festes Ruden ging, da hielt sich der Knabe nicht mehr. Mit einem Tränengusse warf er sich an die Brust des Vaters, und dessen linker Arm umkrampfte ihn eine Sekunde, dann ließ er ihn los und schob ihn wortlos gegen die Heide. Die Mutter aber rief ihn noch einmal und sagte, er

möge doch auch das kleine Schwesterchen segnen, die man in ihrem Bettlein ganz vergessen habe. Drei Kreuze machte er über den schlafenden Engel, dann schritt er schnell hinaus und ging trotzig vorwärts gegen die Heide.

So ziehe mit Gott, du unschuldiger Mensch, und bringe nur das Kleinod wieder, was du so leichtsinnig fortträgst!

Als er an den Rößberg gekommen, ging die Sonne auf und schaute in zwei treuherzige, zuderschämliche, aber rotgeweinete Augen. Am Heidehaue spiegelte sie sich in den Sternern und an der Sense des Vaters, der mähen ging.

Enttäuschung

Es begann in dem dunklen Hausflur, als man Paul mit aufgeschnittener Pulsader entdeckte. Er wehrte sich verzweifelt, denn er wollte genau, daß er sterben wollte. Warum mußte man ihn hören und seine Qualen verlängern? Warum nur?

Die Welt vollführte einen sonderbaren Tanz in seinem Schädel. Nun ja, das war ganz in der Ordnung. In den Schläfen hämmerte es und, so sehr er es auch zu verhindern suchte, seine Hand wurde verbunden. Und er war gerade im besten Verdämmern gewesen.

Auf der Straße war ein Menschenauflauf entstanden, lange, ehe das Auto kam. Die letzten Kinovorstellungen hatten eben geendet, man ging aus dem einen Vergnügen zum andern. Und jetzt dieses schaurige Zwischenspiel mitten in der Nacht, das auf dem Rücken ein angenehmes Krabbeln verursachte.

Endlich fuhr der Wagen vor, sie nahmen ihn auf die Bahre, trugen ihn hinaus und fuhren ihn davon. Die Zurückgebliebenen zerstreuten sich langsam, unbefriedigt und hätten gerne darüber schon den Zeitungsbericht gelesen.

Als er erwachte, war es Licht um ihn. Intensiv fuhr er nach seiner Hand, um den Verband abzureißen. Aber Paul war viel zu schwach, man hinderte ihn. Und er war gezwungen, zu leben.

Da begann er, alles noch einmal durchzudenken. Es war lange her, als das alles seinen Anfang nahm. Es mußte wohl mit der Arbeitslosigkeit gekommen sein. Bis dahin war alles gut gewesen. Man hatte ein mittelmäßiges Leben geführt, als Junge viele Streiche verbrochen, war in der Schule nie ein sonderliches Weisheitskind, aber auch seiner der Schlechtesten gewesen, dann kam die Stellung und mit ihr das Leben — als Lehrling hatte er sich meistens mit auf- und absteigen von Stiegen und Leitern beschäftigt, als Gehilfe schon mehr damit die Lehrlinge abzukanzeln. Welch herrliches Gefühl des Herrschens! Na ja, und dann kam die Militärzeit — erst ein bißchen hart, aber später hatte er einen „Schwindel“ gefunden. Und die Wädel — das kam und ging schneller, als er es früher für möglich gehalten hatte. Zauber der Uniform wohl — er war sich schließlich dessen bewußt, nichts Außergewöhnliches zu sein.

Als es mit dem Soldatentum ein Ende hatte, ging es los. Ganz allmählich war er erwachsen geworden. Er war nun gewohnt, alles viel ernster aufzunehmen, das war ganz wunderbar. Gerade als er gedacht hatte, nun würde die leichteste Zeit des Lebens beginnen. Erst kam das ermüdende Suchen einer Stellung, die nirgends zu finden war. Überall die gleiche Antwort — und dann von seiten der anderen, die im Vollen saßen, die Trostworter: ja, das würde schon anders werden, es sei ja kein Wunder bei diesen Zeiten. Und dann kam ganz all-

mählich das Herumlungern in der Sonne, das berufsmäßige Müßiggehen. Eine kleine Abwechslung brachte der Sport, etwas Spannung in das ewige Einerlei. Ja, da war man wer, wenn man am linken Flügel stand. Wenn die Zuschauer johlten, wenn einem der Schweiß von der Stirne rann.

Und dann kam Mary. Sie nannten sie alle mit diesem fremden Namen, der gar nicht zu ihr paßte. Komisch, er, der überall im Sattel war, hatte sich ihr nur sehr genähert. Wußte er, daß sie ein Stück seines Schicksals würde? Er hatte Furcht vor ihr, denn bald wurde er sich bewußt, daß er sie liebte. Als er vorsichtig Erkundigungen einzog, erfuhr er nur das Schlimmste. Die meisten seiner Freunde hatten sie gehabt. Nun, das war er gewohnt, warum regte er sich weiter darüber auf? Oh, es war bitter, verliebt zu sein.

Und als er mit ihr einig wurde, schwor sie ihm, daß es nie mehr vorkommen sollte. Daß sie nur bei ihm bleiben wolle. Daß sie es früher nicht besser gewußt hätte, aber das war weit hinter ihr. Und sein Dummleben ging weiter, ein Winter kam und ging, er konnte es sich anders nicht mehr vorstellen. Er lebte von den Eltern, manchmal gab ihm Mary von ihrem Verdienst etwas ab. Anfangs hatte er sich dagegen gestäubt, aber man gewöhnte sich an alles. Schließlich war es ganz schön, manchmal mit ihr ins Kino zu gehen. Und auch sonst — es konnte alles so bleiben.

Gleichgültigkeit! daß es dieses Arge im Leben geben mußte! Kein Wunder, wenn man einer plötzlich geschaffenen Situation nicht gewachsen war.

Es kam schneller, als er voraussehen konnte. Er war so an die Gleichheit der Tage und Geschehnisse gewöhnt. Obwohl er eine dunkle Ahnung hatte, daß ein solches Leben mit einer Katastrophe seinen Abschluß finden mußte.

Warum hatte er mit Marys Anhänglichkeit prophen müssen?

Da wurde er aufgeklärt. Mit einem lauten Lachen allerseits. Man teilte ihm „schonend“ mit, daß seine Flamme es genau wie früher treibe, nur mit dem Unterschied, daß sie jetzt auf den Geschmack gekommen sei. Sie tue es nämlich für Geld.

Wie ein Stier war er da hochgefahren. Dem Sohn der Freunde hatte sie ihn schonungslos ausgesetzt, schon lange. . . Sie, der er noch nie ein schlechtes Wort gesagt hatte. Sie, die er vermeinte, mit wahrer Liebe zu umgeben. . .

Wie hatte sie geantwortet, als sie nach dem Geld für das neue Kleid fragte, das ihr so gut zu Gesicht stand letzten Sonntag? „Das hab' ich mir geparkt, damit ich dir eine kleine Freude machen kann, Paulchen!“ — und dann hatte sie das Täschchen auf den Tisch gelegt und war

ihm mit der Linken durch das Haar gefahren und er, der Dummkopf, hatte diese Hand genommen und gestreichelt. Für ein Kleid, das sie von jenem Geld gekauft hatte.

Unfähig zum Denken fragt er überall nach ihrem Verbleib. Und findet sie richtig in einem verrufenen Lokal. Es ist spät am Abend.

Er geht nicht gleich hinüber. Er kann sich beherrschen. Er setzt sich zu einem nahen Tisch. Nach einer Weile entschuldigt sie sich bei ihrem „Kavalier“ und kommt rüber zu ihm.

„Paul!“ Sie setzt sich ohne Umstände. „Es ist gut, daß du gekommen bist. Das erspart mir Vieles.“

Wieso ihr? Mir allerdings, mir ist nichts erspart geblieben. Mühsam bewahrt er die Ruhe.

„Du wirst einsehen, daß das ein Ende haben muß. Du hast mich zum Narren gemacht, nicht genug daran, beschamst du dich ständig von neuem.“

„Ein Ende?“ Sie verzieht die Lippen zu einem häßlichen Lachen. „Ach denk doch nicht daran! Willst du mir vielleicht was zum Anziehen kaufen?“

Da hatte er den Entschluß gefaßt. Er war müde und schlapp plötzlich in allen Gliedern. Wo war er da hingekommen? „Geh!“ sagte er leise.

Es war, als hielte sie etwas zurück. Bis er sie ansah. Da floß sie an ihren Tisch und wisperte mit dem Partner.

Paul bestellte Wein. Heute konnte es sich's gut geben lassen, das letzte Geld benötigte er nun auch nicht mehr.

Mit dem Wein kamen die Erinnerungen. Wie er stets von Mutter ein saures Bonbon als Belohnung empfangen hatte, wenn er mal richtig brav gewesen, wie er mit denen, die jetzt Herren sind, auf der Straße Rarmeln gespielt und immer gewonnen hatte, wie es überhaupt so schön war, ehe man den dummen Verstand erungen. . . Und jetzt ist man ein nichtswürdiges Geschöpf, das sich nicht einmal selbst erhalten kann, Ueberdruß. . .

Mary lugte ab und zu zu ihm herüber und rümpfte auffällig die Nase. Wer hatte wohl wen hier zu verachten?

Zum Schluß bestellte er eine Gulaschsuppe. Das war schließlich seine Leibspeise. Als er gezahlt hatte, krabbelten seine Nerven vor verhaltener Angst und Kälte sah ihm im Nacken. Um so langsamer ging er aus der Gaststube.

Und draußen, im Flur, setzte er das Messer an. Es tat nur im ersten Moment weh. Dann kam wohlthuende Hitze über ihn.

Schritte wurden laut. Nein, sie sollten ihn nicht finden. Er steckte die blutende Hand in die Tasche und verschwand mit ihm selbst unverständlicher Schnelligkeit aus dem Haus, schleppte sich viele Schritte die Front entlang, ehe er eine Einfahrt fand. Da trock er in den letzten Winkel, ehe er zusammenbrach.

Das Blut floß in dickem Strom. Er mußte draußen Spuren hinterlassen haben. Und richtig kamen die Leute. Und nun begann das, womit sein Gedächtnis endete, dieser sonderbare Tanz der Welt in seinem Schädel, dieser Tanz, der mit einer umfassenden Melodie verbunden war. Und was Paul weiter tat, geschah nur aus dem Unterbewußtsein. . . oh, jetzt kamen die Gedanken, als wäre er dabei gestanden: wie er geföhren und gemammert, zuletzt geröchelt hatte: „So laßt mich doch in Ruhe sterben!“ und daß Mary draußen unter den vielen anderen im Laternenschein gestanden hatte mit der roten Kappe auf dem Kopf und einem Gesicht gleich den übrigen von Neugierde verzerrt, als man ihn herausgetragen.

Und jetzt fiel ein Strahl der Sonne durch das Fenster in dieses große weiße Zimmer.

Warum hatte Paul dies alles getan, früher? Warum war dies überhaupt alles geschehen? Er fühlte mit einem Male die Macht dessen, den er zugleich lieben und hassen mußte. Er, Paul Werner, der das Licht dieses Tages erblickte wie viele andere auf dieser Erde. Und dem es doch etwas Ungeahntes war, weil er es nie mehr hatte sehen wollen. Der Arbeitslose Paul Werner hatte Dummheiten gemacht, weil er das Leben für aussichtslos und Kleinigkeiten für wichtig hielt.

„Oh, du lächerlicher Tropf! Siehst du's nun ein? Man hat dich führen müssen, um dir den wahren Weg zum Leben zu zeigen. Das ist der schönste Augenblick deines Erdenlebens, Paul Werner, dieser Sonnenstrahl, der dir den Weg in ein neues Dasein zeigt!“

„Ergählen Sie!“ beugt sich der Arzt über ihn.

„Das Leben ist so schön!“ flüsterte Paul und streckt sich voller Freude.

Nach einer Weile fährt der Arzt über die Augen des arbeitslosen Selbstmörders. „Ich sagte es ja, das Herz hält's nicht aus!“ wendet er sich achselzuckend zur Schwester.

So endete es.

Wilfried M. Eis.

Triumphe der Chirurgie 1937

Der berühmte französische Chirurg Professor Goffet hat zu Beginn des neuen Jahres in einem Interview die Fortschritte der Chirurgie im Jahre 1937 zusammengestellt, die seiner Ueberzeugung nach wahre Triumphe dieser Wissenschaft zu nennen sind.

An erster Stelle nennt Professor Goffet die Anwendung eines neuen Anästhesie-Verfahrens, das die Technik der Narkose vollkommen revolutioniert hat, und zwar so sehr, daß man nach Meinung von Professor Goffet in Zukunft von zwei Epochen sprechen kann, bis zur Anwendung dieser neuen Technik und seit ihrer Entdeckung. Es handelt sich um ein Gas, Cyclopan, das in idealer Weise alle Voraussetzungen für eine völlige gefahrlose Narkose erfüllt, bisher in jedem einzigen Fall vollkommen sicher gewirkt und nicht die geringsten nachteiligen Wirkungen hinterlassen hat. Die Unannehmlichkeiten der Chloroformierung, Brechreiz, Erstickungsgefühle und ähnliches fallen vollkommen fort.

Der zweite wesentliche Fortschritt beruht darin, daß sich fast überall die Methode durchgesetzt hat, das Bewußtsein des Patienten möglichst schon vor der Ueberführung in den Operationsaal auszuschalten, damit die als außerordentlich wichtig erkannten psychologischen Faktoren, die Angst vor der Operation, nicht mehr benennend wirken. Stunden vor der eigentlichen Operation wird der Kranke durch Scopolamin oder andere ähnliche Narkotika in einen Zustand versetzt, in dem Angstgefühle nicht mehr aufkommen, und das Bewußtsein der Schwere des Eingriffs nicht mehr vorhanden ist. Die Methode ist jetzt so sicher ausgebildet, daß sie fast ausnahmslos angewendet werden kann.

Der dritte Triumph der Chirurgie ist die Vollendung der Anwendung der Bluttransfusion, die heute überhaupt kein Problem mehr bedeutet und völlig gefahrlos durchgeführt werden kann. Aber nicht nur das: man ist jetzt sogar dazu übergegangen, eine künstliche Immunität herzustellen, indem man das Blut von gegen bestimmte Krankheit immunen Blutspendern auf Gesunde übertragen hat, die damit ebenfalls immun wurden. Man kann diese Immunität beliebig dosieren.

M. E.

Dorothea Markovits: Tiergarten in Kairo

Nein, ich muß sagen, die Kairoer Tierwelt zeigte sehr wenig Interesse für unsere Sympathieumgebungen. Sie ist allzu sehr an großes Publikum gewöhnt und daher stumpf auch gegen individuelle Behandlung. Wenn ich mich dagegen erinnere, wie wir in dem hübschen Zoo in Ajidje bei Sarajevo mit den kleinen Löwen tollten, den Dachs wütend machten, mit den beiden Raben Verfedden spielten und die Störche beim Tanz belauschten; oder wenn ich zum Beispiel an den entzückenden Strauß im Budapester Tiergarten denke, dem ich das Lied „Hänschen Klein, ging allein“ vorsang. Er lauschte hingekriecht, den Kopf weit über den Zaun gestreckt, und folgte mir entlang desselben auf Schritt und Tritt. Aber hier?

Ein griesgrämiger Marabu voll philosophischer Ranzeln, den wir nach herzlicher Ansprache und Bitte um Stillhalten in der Sonne knipfen wollten, zog sich pikiert in den Schatten einer gewaltigen Platane zurück. Sonja, der Riesenhund mit den blauen Backen und der roten Nase, ging in seinem Käfig würdeboll auf und ab, wie ein Nachtigaller während wichtiger Amtsgeschäfte. Er nahm eine Ruhe auf, warf sie nachlässig und geistesabwesend mit sorgenvoller Stirn wieder weg, verjagte einen kleinen, frechen Affen, der ihm in den Weg kam, zeigte uns schließlich seine imponierende Rückenansicht und als alles nichts nützte, gähnte er uns mit gefletschten Zähnen boshaft und gelangweilt an. Die Straffen wendeten ihre Köpfe nicht nach uns, trotz aller Schmeichelworte, und die Seehunde blühten nur wegen der Fische, die ihnen der Wärter zuwarf. Die Elefanten zogen das Publikum vor, das sie mit Semmeln, Zuckerrohr und Pfasterstücken fütterte. (Diese wurden übrigens nicht verschluckt, sondern mit dem Rüssel dem Wärter überreicht!) Auch die Löwenfamilie war in ihrem hohen Stuppelkäfig schlafend und spielend mit sich selbst beschäftigt und die Varen trottelten wie überall auf der ganzen Erde in großen oder kleinen Kreisen ihrer Gefangenschaft entlang des Gitters hin und her, auf und nieder, stummförmig verzweifelt. Das Nilpferdpaar samt Baby wälzte sich wohligh in erfrischenden Nass und freute sich über das bequeme Leben, während ein Flamingoschwarm in den Farben

einer rosigen Abendwolke im Schilf nach Nahrung suchte, sich putzte oder schlief. Garte Antilopen blickten uns aus großen dunklen Augen traurig an und flüchteten vor jedem Näherkommen leicht erschreckt in eine fernere Weisengegend. In den anmutigen Bewegungen ihrer schlanken Gestalten und feinen Köpfe lebt immer noch vorwurfsvoll die ganze Sehnsucht nach der Freiheit in der so nahen Heimat.

So führten all diese Lebewesen ihr eigenes Dasein, teils resigniert, teils fröhlich, hilflos oder stumpf. Keines beobachtete oder schloß Freundschaft mit uns und so waren wir schon recht bereinigt und unglücklich. Da, vor dem Menschenaffenkäfig nahm der Wärter einen kleinen, aber schon recht erwachsenen Orang-Utang aus seiner Behausung und wir konnten uns diesen haarigen Purtschen einmal ganz aus der Nähe betrachten. Ich traute ihm den Bauch, drückte ihm die Hände, streichelte seinen Kopf und bei allen Berührungen fühlte ich beinahe erschütterter die ungeheure Menschenähnlichkeit des Körpers und im Ausdruck dieses Tieres. Auch die beste Aufnahme kann nie dieses eigenartige Gefühl erwecken, anziehend und abstößend zugleich. Man scheint ein gleichartiges, nur völlig mißgeborenes und begenietes Menschwesen vor sich zu haben. Man betrachtet es fast mitleidig teilnehmend, aber bestaunt es nicht interessiert wie die anderen Tiere als Produkte einer fremden Form und Äußerung des Lebendigen.

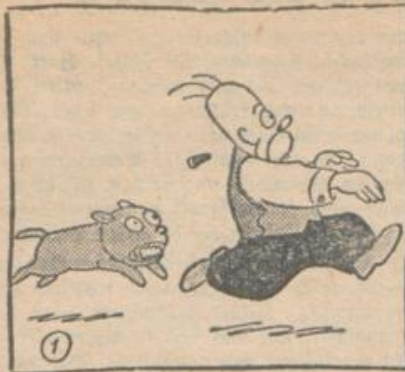
Dann gingen wir hinüber ins Schlangenhäus und ich sah dort zum ersten Male die bössartigen afrikanischen Wüstenschlangen. Zuerst schien es, als ob ihre gläsernen Behausungen leer wären und erst nach einiger Zeit entdeckten wir die schlafenden Tiere; so gleich ihre Haut in Farbe und Manier dem Sand, der sie umgibt und teilweise bedeckt. Draußen in der Natur müssen sie dadurch vollkommen unsichtbar sein und der Gedanke, daß eine Begegnung mit ihnen den sicheren Tod bedeuten kann, ist unheimlich.

Der Kairoer Zoo beherbergt auch eine Reihe verschiedener Katzenarten, darunter einige sehr interessante Tiere, die man anderswo nicht zu sehen bekommt, da sie nur im Klima ihrer Heimat zu halten sind. Das ist es auch, was hier so besonders eigenartig wirkt: Tiere und Pflanzen, die man bei uns als exotische Kostbarkeiten mühsam und künstlich pflegen und züchten muß, gedeihen hier selbstverständlich und natürlich.

Dies wurde uns besonders deutlich, als wir den parkartigen Teil des Gartens durchwanderten. Da gibt es üppige Kasteen, seltene Bäume und leuchtende Blumenbeete. In schimmernden Teichen spiegeln sich uralte Platanen und mächtige Silberweiden tauchen ihre Zweige unter die Wasserfläche. Aus dem hohen Kiefernwald eines Hügelns führt eine schlanke Miniarbeiterbrücke über ein trodenes Bachbett in einen anderen Teil des Gartens. Sie und die kleinen Pavillons sind fremd hier. Vor allem aber die merkwürdige Felsenburg dort drüben: aus einer Beton-Breccie gemischt mit allerlei Gestein hat man hier fabelhafte Grotten angelegt, mit Wandelgängen, Springbrunnen, Brüdchen, eingebauten Bänken, kunstvollen Serpentinwegen, die auf die Dachterrassengärten der Grotten führen. Die kühlen, feuchten Nischen sind belebt mit unförmigen Tiergestalten — Löwen, Seehunde, Nilpferde — und die Grottengänge bedeckt ein kleines, buntes Pflaster mit Inschriften und Mustern à la Moais. Dies alles hat nun wahrlich nichts mit

Kann es einen abscheulichen Anblick geben als zwei einander gegenüberstehende Menschenheere, die unbeliebig einander morden? Und das Gesolge des Krieges, schrecklicher als er selbst, sind Krankheiten, Lazarette, Hunger, Pest, Raub, Gewalttat, Verödung der Länder, Verwilderung der Gemüter, Zerstörung der Familie, Verderb der Sitten auf lange Geschlechter. Alle edlen Menschen sollten den Abscheu gegen den Krieg ausbreiten. Väter und Mütter ihre Erfahrungen darüber den Kindern einflößen, daß man das fürchterliche Wort Krieg mit gleichem Schauer als den St. Veitstanz, Pest, Hungersnot, Erdbeben, den schwarzen Tod zu nennen oder zu schreiben kaum wage. Immer mehr muß sich die Gesinnung verbreiten, daß der länderröbernde Heldengeist nicht nur ein Würgengel der Menschheit sei, sondern auch in seinen Talenten lange nicht die Achtung und den Ruhm verdiene, die man ihm aus Tradition von Griechen und Römern her zollt.

Herder 1744—1803.



Copyright P.L.B. Box 6 Copenhagen



Ein unangenehmes Wiedersehen

der Natur, am wenigsten mit der hiesigen zu tun und scheint eben darum als europäisch-egotisches Wunderwerk für die Eingeborenen geschaffen zu sein. Jedenfalls muß man extra Eintritt zahlen. Aber es steht unbedingt dafür, sich diese ägyptischen Phantasien von europäischer Felsgrottenromantik anzusehen. Ihre fabelhafte Geschmacklosigkeit wirkt rührend durch die technische Bemühung und Leistung des Aufbaues und wunderbar erheiternd durch die Effekte aller Details.

Birtlich köstlich und unvergänglich aber bleibt mir ein Bild dieses Gartens, der ja im ganzen sehr schön und großzügig angelegt ist: ein Laubdunkengang, dicht überwachsen mit einem uns unbekanntem Sitach, der über und über mit oranggelben Blüten besät ist. Darüber ein Obstbaum in erster Blüte, weiß mit zarten, rosigen Schatten, tiefer im Hintergrund das dicke Grün der Palmenbäume, darunter ein üppiger Rasenteppich. Und über dieses Weiß, Weiß, Grün das bezauberndste Blau eines ägyptischen Frühlingshimmels. Er beglückt alles Lebendige dieses Gartens, so verschieden es sei, mit der umfassenden Güte seiner lichtvollen Weite.

Bub oder Mädels?

Ja, wer das voraussagen könnte! Manches freudige Ueberraschung, aber auch manche kleine Tragödie hat sich rund um diese gewichtige Frage abgespielt. Die Herren der Schöpfung sind schon hier im Vorderreihen — ein „Stammhalter“. In Holland zum Beispiel zeigt man das ganz offen: Bei der Geburt eines Mädchens wird der „Knäppel“ am Haustor mit einem Tuch umwunden — ist es aber ein Knabe, dann wird noch ein Läppchen in freudigem Not darumgetan.

Weiß's also auf alle Fälle ein Bub sein soll, hat die Medizin der einfachen Leute verschiedene Hausmittel heraufgefandert, die das

Geschlecht des kommenden Kindes „beeinflussen“. So legt man vor der Brautnacht einen Knaben ins Ehebett. Oder man näht in das Brautkleid eine Milche ein — bei einer Haube wäre ein Mädchen zu erwarten. Verstärkt läßt sich der Zauber, wenn die Frau während der ersten Hälfte ihrer Schwangerschaft immer auf der rechten Seite schläft; wenn sie — eine Augenregel — während der gleichen Zeit in keinen Spiegel schaut. Auch muß die Frau recht oft von Knaben sprechen. Der Mann seinerseits kann helfen, wenn er — viel pfeift.

Gute Ernährung und wenig Arbeit lassen auf einen Knaben hoffen, denn der „braucht zur Entwicklung Kraft“. Das ist auch der Grund, warum ganz sicherlich ein Junge auf dem Weg ist, wenn der erwartete Termin der Entbindung überschritten wird. Ein ungarisches Sprichwort kehrt das allerdings auf dumme Knaben ein: „Ein dummer Junge wird auch im Mutterleib erst spät reif“.

So groß das Vertrauen auf all diese Mittel zur willkürlichen Beeinflussung des Geschlechtes ist, das Rätselraten während der Schwangerschaft hört trotzdem nicht auf. Die vielen „sicheren“ Kennzeichen können einander ja auch widersprechen! Ist das Gesicht der Schwangeren rein, dann kommt ein Bub, hat sie Leberflecken und Sommerprossen, ein Mädchen. Aus der Richtung der ersten Kindesbewegungen wollte schon der alte Hippokrates Schlüsse ziehen. Auch das Allgemeinbefinden der Frau gibt Hinweise, ihre Gemütsstimmung, ihre Gesinnung müssen beobachtet werden. Komplizierter schon sind die Kombinationen mit dem herrschenden Wettercharakter: schneit es im Winter öfter bei Tag als bei Nacht, dann gibt es in diesem Jahr mehr Knabengeburt. Auch der Neujahrstag spielt eine Rolle: ist der erste Besucher ein Mann, dann wird das nächste Kind sein Geschlecht haben. Ein sicheres Orakel ist es, wenn die Frau ein Spinnweb mit dem Finger durchzählt: bessert das Tier sein Neb wieder

aus, dann darf die Frau einen Knaben erwarten.

Bliebe nur noch die Frage, wie es mit Zwillingengeburt steht? Ja, und auch dafür gibt es ein untrügliches Zeichen: die Frau hat kein Erbrechen, und sie hat Appetit auf saure Speisen. Von dieser Weisheit muß Lloyd, die bekannte englische Versicherungsfirma, bei der es unter anderem Vertragsabschlüsse gegen Zwillingengeburt gibt, gewiß noch nichts gehört haben. Denn Lloyd hat ja seine Prämie für solche Versicherungen schon hinaufgesetzt, als es hieß, man könne Zwillingengeburt röntgenologisch voraussagen. Und was ist schließlich die moderne Röntgenwissenschaft gegen die Weisheit unserer Vorfahren?

Margarethe Holzinger.

Schach ins Volk

SCHACHAUFGABE Nr. 376.
Von Otto Würzburg.

Schwarz: Kd4, Td8, Ld7, Sh3, Be7. (5)



Weiß: Ke1, De2, Td6, f6, La8, e7, Sd1, d5. (8)

Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an Wenzel Scharoch, Drakowa 32, Post Modlan, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 373: Se2—f4:

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Dinnebler Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Schöffel Anton, Schöbritz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Amler Rudolf, Tetschen; Bartl Rudolf und Schaffer Heinz, Kleinsche; Tröster Kurt, Klein-Priesen; Klötzig Rudolf, Richter Heinrich, Strache Karl, Strache Rudolf, sämtlich Groß-Priesen; Koukal Franz, Prag-Stranice; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Rudek Peter, Brüx; Habi Erwin, Lohmüller Hans, Chimiak Teo, Freundl Anton, Hofeld Otto, sämtlich Neustadt; Schöpka Josef, Komotau; Hyna Josef, Hostomitz; Berger Josef, Klein-Augezd; Skarwada Franz und Scharoch Franz, Wisteschan; Geißler Josef, Alt-Serbitz; Havel Franz, Modlan; Walter Ludwig, König Anton, Steinwits Hans, sämtlich Kwitkau; Ulbert Rudolf, Prosetitz.

Bezirks-Schachkonferenz.

Am Sonntag, den 30. Jänner, findet in Teplitz, „Hotel Laurer“, Masarykstraße, die diesjährige Bezirks-Schachkonferenz statt. Teilnahmeberechtigt sind alle Arbeiterschachspieler des Teplitzer Bezirkes. Als Gäste wurden die DTJ-Sektionsleiter von Zuckmantel und Setzenz eingeladen. Als wichtigster Punkt der Tagesordnung ist die Austragung der diesjährigen Bezirksmeisterschaft im Mannschaftskampf. Jede Mannschaft besteht aus 6 Spielern. Beginn der Tagung 9 Uhr vormittags.

-0-

Teplitz schlägt Eichwald 7½:1½ Punkte!

Am Freitag, den 21. Jänner, wurde das Reutourspiel in Eichwald vor einer stattlichen Anzahl von Schachinteressenten ausgetragen. Den Teplitzer Genossen gelang eine ausgiebige Revanche für die in Teplitz erlittene Niederlage, die sie wohl selbst in dieser Höhe nicht erwartet haben. Die Ergebnisse waren: Eichwald zuerst genannt: Gahler ½—½ Hampf; Wanke 0—1 Hofmann; Krausa 0—1 Tausk; Laufer 0—1 Frisch; Mayer 0—1 Laos; Hollich 0—1 Edel; Tittel 1—0 Nausch; Schuster 0—1 Steh; Planek 0—1 Nakladal.